

Statement

Dr. Sarah Schilliger

**Soziologin und Lehrbeauftragte an der Universität Basel
Mitinitiantin des «Akademischen Manifests für den Frauenstreik»
Mutter**

Bern, 14. Mai 2019

Sehr geehrte Damen und Herren,

Für mich gibt es verschiedene Gründe, weshalb ich am 14. Juni streiken werde. Ich streike einerseits als Soziologin und Geschlechterforscherin, als die ich mich mit aktuellen Dynamiken in der Care-Ökonomie beschäftige und dabei immer wieder staune über die Statistiken zur Ungleichverteilung von Care-Arbeit, aber auch über den gesellschaftlichen Umgang mit der Care-Krise, in der wir heute stecken.

Wenn wir uns anschauen, wie sich die Erwerbsquote von Frauen seit dem letzten Frauenstreik 1991 verändert hat, dann sehen wir, dass heute Frauen – und insbesondere auch Mütter – in einem viel grösseren Ausmass erwerbstätig sind. Doch was die Veränderungen bei der unbezahlten Care-Arbeit angeht, müssen wir feststellen: Es hat keine entsprechende Umverteilung zwischen Männern und Frauen stattgefunden. Die amerikanische Soziologin Arlie Hochschild spricht diesbezüglich von einer «abgewürgten Revolution». Aktuelle Statistiken zeigen auch für die Schweiz, dass Haus- und Betreuungsarbeit – also die Sorge dafür, dass zuhause alles läuft – faktisch weiterhin primär von Frauen erledigt wird, gratis, wenig anerkannt, meist unsichtbar. Sobald in einem Haushalt Kinder leben, steigt der «Gender Care Gap» massiv an. Selbst bei denen, die sich die Arbeit im Haushalt einigermaßen gerecht aufteilen, bleibt die Verantwortung an der Mutter hängen. Sie schreibt die Einkaufszettel und To-do-Listen, organisiert den Babysitter und erinnert ihren Partner daran, dass er ja noch mit dem Kind für den Mathe-Test üben wollte. «Mental Load» nennt man diese Denkarbeit, und auch sie ist anstrengend, ermüdend und unsichtbar.

Die grundsätzliche Asymmetrie zwischen Care- und Erwerbsarbeit bildet dabei die Grundlage für weitere Lücken wie etwa den «Gender Pay Gap» – also die Einkommenslücke zwischen den Geschlechtern – oder den «Gender Pension Gap» – die Ungleichheiten bei den Renten und die Tatsache, dass Frauen, die Kinder oder kranke Angehörige betreuen, nach ihrer Pensionierung häufig nur mickrige Renten kriegen. Ich will nur eine Zahl nennen, die ich sehr eindrücklich finde: Männer und Frauen arbeiten heute etwa gleich viel, wenn wir die gesamte Arbeit – bezahlt und unbezahlt – berücksichtigen. Doch verdienen Frauen jährlich 108 Milliarden Franken weniger als Männer. Wie die Ökonomin Mascha Madörin berechnet hat, machen rund 28 Milliarden davon die eigentliche Lohnlücke aus, also das, was Frauen, wenn sie Lohnarbeit leisten, weniger verdienen als Männer. Die restlichen rund 80 Milliarden gehen auf die ungleiche Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zurück!

Trotzdem ist Care-Arbeit sehr wohl umverteilt worden, jedoch weniger zwischen Männern und Frauen, sondern zwischen den Frauen: Immer häufiger wird Care-Arbeit an bezahlte Care-Arbeiterinnen ausgelagert, meist sind es Migrantinnen, z.B. Sans-Papiers-Hausarbeiterinnen, Au-Pairs, 24h-Betreuerinnen aus Osteuropa, die rund um die Uhr pflegebedürftige Menschen umsorgen. Care-Arbeit wird damit also umverteilt zwischen Frauen unterschiedlicher Klassen und Herkunft – womit im Haushalt ein Niedriglohnsektor mit prekärsten Bedingungen expandiert. Und wodurch sich das etabliert, was wir in der Soziologie «Global Care Chains» nennen – also globale Sorgketten. Zum Beispiel: eine Schweizer Familie beschäftigt eine polnische Care-Arbeiterin, um die pflegebedürftige Mutter zu betreuen. Diese Frau aus Polen hat ebenfalls pflegebedürftige Eltern, die sie selbst nicht mehr betreuen kann, weshalb diese Arbeit an eine Frau aus einer noch ärmeren Region – der Ukraine – übertragen wird. Diese Sorgketten symbolisieren damit auch eine globale Dimension dieser Care-Lücken.

Ich streike am 14. Juni aber auch als Uni-Angestellte – als Postdoc Forscherin und Lehrbeauftragte, die zu einer Minderheit von Frauen gehört, welche nach dem Doktorat überhaupt noch im Wissenschaftsbetrieb verbleibt. Zwar haben wir heute mehr Studentinnen als Studenten, aber noch immer gibt es viel zu wenige Professorinnen. Frauen «verschwinden» auf dem Weg nach oben. Zentrale Faktoren sind männerdominierte Strukturen und Exzellenzkriterien, die eine unbeschränkte zeitliche Verfügbarkeit und hohe Mobilität verlangen, was Wissenschaftler*innen mit Familie massiv benachteiligt. Jobsharing mag in der Privatwirtschaft inzwischen vielleicht etwas mehr Verbreitung finden, an den Unis geht man mit wenigen Ausnahmen immer noch davon aus, dass eine Professur nicht geteilt werden kann... Deshalb habe ich zusammen mit Kolleginnen aus verschiedenen Schweizer Universitäten und Hochschulen das «Feministische akademische Manifest» mitinitiiert (www.feminist-academic-manifesto.org), in dem wir diese Geschlechterungleichheiten anklagen und 20 Forderungen aufstellen, um die Unilandschaft frauenfreundlicher zu gestalten.

Ich werde am 14. Juni aber nicht zuletzt auch als Mutter auf die Strasse gehen. Vor rund einem Jahr habe ich erfahren, was es heisst, bereits nach vier Monaten Mutterschaftsurlaub wieder in den Job einzusteigen. Zu dieser Zeit forschte ich mit einem Nationalfondsstipendium in Deutschland und erlebte, wie mich Kolleg*innen an der Uni mit grossen Augen anschauten, als ich ihnen erzählte, dass wir in der Schweiz arbeiten, bis die Wehen losgehen, und nach 14 Wochen bereits wieder am Arbeitsplatz zu erscheinen haben. Und dass unsere Partner gerade mal einen Tag freikriegen, um kurz ins Spital zu huschen für die Geburt... Tja, auch ich mache gerade die Erfahrung, die viele Mütter machen: Vereinbarkeit ist ein schönes Ideal, Unvereinbarkeit die häufigere Realität. Und: ohne die Joker-Grossmütter, die einspringen, wenn das Kind wegen Grippe nicht in die Kita kann, ginge es noch *viel* weniger!

Es sind auch und vor allem diese alltäglichen, individualisierten, aber zutiefst gesellschaftlich bedingten Care-Krisen, die wir am 14. Juni auf die Strasse bringen und damit an die Öffentlichkeit tragen möchten. Wir Frauen sind vielfältig, unsere Situation ist sehr unterschiedlich, aber was uns eint, ist die Einsicht, dass in dem, was wir erfahren, ein Muster der Abwertung und der strukturellen Ungleichbehandlung zum Ausdruck kommt.

Zu streiken heisst aber keineswegs, dass wir an dem Tag nichts tun werden. Morgens kommen Uni-Angehörige und Studierende der Uni Bern auf der Grossen Schanze zusammen, um unter anderem auch das akademische Manifest weiter bekannt machen. Um 10.30 Uhr gehe ich mit Kind, Kegel und Kinderwagen zum Bärengraben zur Kinderwagendemo und treffe mich mit Frauen, die bezahlte wie unbezahlte Care-Arbeit leisten. Unsere Message: Ohne Care geht gar nichts! Ich freue mich sehr auf unseren lauten, bunten Umzug durch die Altstadt.

Es gilt das gesprochene Wort.